

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

38 (18.9.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

№ 38.

Sonntag, den 18. September.

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

India blickte mit Furcht und Spannung zu Barfeld auf, der gerechten Bornes, in entschlossener, jeder Barmherzigkeit harter Ruhe, hochaufgerichtet da stand und mit feierlicher, markiger Stimme folgendes sprach:

„Auf der Universität besaß ich einen Freund, dem alle Bruderrechte gehörten und der diese volle Freundschaft zurückgab. Er zählte zu den Edelsten der akademischen Jugend in Deutschland. Leider verführte seine glühende Begeisterung zur Zeit der politischen Wirren ihn zu Irrtümern,

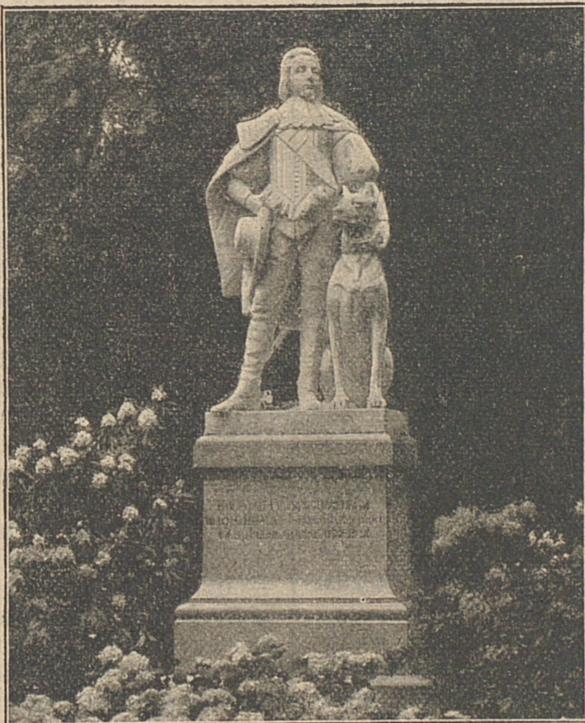
denen das Gericht die Bezeichnung „Hochverrat“ erteilte. Mein Freund achtete meine größere Besonnenheit und um mich nicht unnötig großen Gefahren auszusetzen, verschwie er mir sein politisches Treiben, das bis zu einer Verschwörung mit mehreren Gesinnungsgenossen ausgeartet war. Zu jener Zeit rief mich das Ableben eines teuren Verwandten nach meiner Heimat. Kaum dort angelangt, erschien einer meiner Studiengenossen. Er erklärte seine unerwartete Ankunft mit der Besorgnis um jenen Freund und erzählte mir die Einzelheiten der gefährlichen Verschwörung, fügte hinzu, daß der Sammelpunkt der Verschwörer meines Freundes Wohnung sei — daß dort, hinter Tapeten versteckt, Waffen, Statuten und Abzeichen der Verschwörer sich befänden — und daß die Polizei ihnen auf der Fährte sei. Das Verderben des Freundes war unausbleiblich, wenn er sich nicht schleunigst sicherte. Ich sollte dem Unglücklichen zur Flucht verhelfen. Nieder gebeugt von der Trauer meiner Familie, der Verzweiflung nahe, wegen der Gefahren, die dem Freunde drohten, war ich ratlos den Unbesonnenheiten des

Freundes gegenüber, dessen Aufopferungsfähigkeit und hochgespannte Ehrbegriffe in ihm einen edlen Trotz stets rege hielten; da fragte ich den Genossen, dessen Anwesenheit ja die Treue für den Bedrohten so schön dartat, was zu tun sei. Es bedurfte keiner großen Kunst, mich dazu zu überreden, dem Freunde eine allgemeine schriftliche Warnung zugehen zu lassen, die ich mir in die Feder diktieren ließ. Das Billet lautete: „Ich weiß, daß im Hause des Hermann Leisenberg eine Studentenverschwörung besteht, die gegen den Landesherrn gerichtet ist. Die Seele derselben ist der Genannte.

Hinter der Tapetenwand am Sopha befinden sich die Waffen und Statuten. Die Parole heißt: „Freiheit durch Tyrannenmord“. — Diese Zeilen sollten unter Hermanns Papiere gelegt werden und ihn zur Besinnung bringen. Der Korpsbruder reiste ab. Als ich wenige Tage später zur Akademie zurückkehrte, erfuhr ich von Hermanns Verhaftung, seiner Verurteilung und geheimen Hinrichtung. Meine Studiengenossen gingen mir stets aus dem Wege. Niemand gab mir eine Erklärung und ich verließ bald den Ort, der mir unerträglich wurde, da die Stadtmauer von dem Blute meines Freundes benetzt war. Zwei Jahre später erfuhr ich, daß das von mir geschriebene Billet in die Hände des Stadtkommandanten geraten war und das Schicksal des unglücklichen Hermanns besiegelt hatte. Jenen angeblichen Freund des Hingerichteten, der mir diese Zeilen diktirt hatte, sah ich erst jetzt wieder und gegen ihn richtete ich meine Anklage. Er, der gewissenlose Schurke hatte das Billet der zuständigen Behörde übergeben. Der Beweggrund, weshalb er das tat, ist so infam, wie der Verrat selbst. Der falsche Freund hatte kurz vorher auf eine herausfordernde Stichelei eine Beleidigung von Hermann erhalten, die, sollte sie nicht den studentischen Verruf für den Beleidigten herbeiziehen, durch ein Duell auf Tod und Leben gesühnt werden mußte. Das Kartell blieb auch nicht aus, aber der Herausforderer schuldete Hermann hundert Friedrichsdor. Die Ausgleichung der Schuld war nötig, bevor man zusammenkam. Der Herausforderer, dem man vorwarf, daß er nicht immer die ehrlichsten Mittel zur Be-

schaffung von Geld anwendete, schien weder Lust zu haben zu zahlen, noch sich zu schlagen, er zog die abscheuliche Verräterei vor, um sich des Gläubigers und Gegners zu gleicher Zeit zu entledigen. Dieser Schurke von Verräter aber war — Waldemar von Herbach.“

„Märchen über Märchen!“ rief Herbach. „Wie jener Brief in des Gouverneurs Hände kam, das weiß ich nicht; ich legte ihn selber zwischen meines teuren Hermanns Schriften, und als er mich darüber ertappt, gestand ich ihm offen meinen Gang zu Barfeld, ich beschwor ihn bei der innigen Liebe, die



Denkmal des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, des nachmaligen „großen Kurfürsten“ in Berlin.

uns schon seit Jahren in gleichem Fühlen verbunden —
„Du lügst“, donnerte ihm Niels Gardbergs kräftige Stimme entgegen. „Du selbst händigtest das Schreiben Hermanns Richter nein — Du überlieferstest den Unglücklichen mit kalter Ueberlegung dem Schaffot!“

„Und kam vielleicht des Erschossenen Geist“, fragte der Edelmann spöttisch, „in düsterer Mitternacht, Euch dieses zuzuraumen? Genug der Ueberheiten; ich bin des Kinderspiels satt.“

„Nicht sein Geist erhellte die Wahrheit, aus des Lebenden eigenem Munde vernahm ich die saubere Geschichte bodenloser Falschheit; Hermann Leisenberg lebt noch!“

„Mein Bruder!“ rief Lydia außer sich, „mein teurerer Bruder!“ Der Schmerz ob des geliebten, gemordeten Sohnes hatte ihre Tränen versteinert; die Freude löste sie mit milder Hand.

„Euch, Niels Gardberg“, rief sie, „dem Treuen, Redlichen, Euch glaube ich. O unselig, seliger Tag. Hier beweine ich den Toten, dort juble ich dem Erstandenen entgegen. Und ich soll meinen Bruder wiedersehen? O, erzählt, erzählt, durch welches Wunder ward er gerettet?“

„Vor einem Jahre erfuhr ich es aus seinem eigenen Munde, da ich auf meinem Krankenbette in seiner Gegenwart, den ich lang als treuen Nachbarn geschätzt und geliebt, meinem Felix das Geheimnis seiner Geburt enthüllte. Der Name Waldemar von Herbach erweckte ein trübes Echo in ihm. Von seiner Lippe entglitt zum ersten Mal seit Jahren der Name Leo Barfeld, und als ich ihm sagte, daß dieser Mann mir nicht fremd, daß er Bürger unserer Hallig geworden, der plötzlich gekommen sei als ein guter, hilfreicher Engel den Bewohnern der öden Insel, und als ich gegen Leisenberg äußerte, ich glaube er büße für eigene oder fremde Schuld —“

„Ja, ich habe gebüßt“, unterbrach ihn Leo. „Von jener Stunde an, wo ich mich schuldig glaubte an dem schrecklichen Ediktal meines Freundes, war jeder Reiz des Daseins für mich geschwunden. Ich wollte fortan lebend begraben, tot sein für die Welt und doch Gutes wirken; ich ward ein Bewohner der Hallig.“

„Und zu ihm sandte mich Hermann Leisenberg mit tröstender Botschaft. Er glaubte zu verzeihen; er wußte ja nicht, was diese Stunde offenbart. Ihn selber rettete die Gnade des damals regierenden Fürsten das Leben. Dem Hochverräter offenkundig die Strafe zu erlassen, verhinderten Rücksichten dem übrigen Nachbarstaat gegenüber. Allein in derselben Nacht, deren Ende Hermann den Tod bringen mußte, umfaßte er, begnadigt, reuevoll des gütigen Fürsten Knie, der ihm das Ehrenwort abnahm, so lange er, der Landesherr, lebe, niemand zu offenbaren, daß ihm das Leben geschenkt sei. Die nächste Stunde fand den Studenten, ausreichend mit Mitteln versehen, frei unter falschem Namen auf dem Wege nach Amerika; im deutschen Vaterlande galt er für tot. Er mußte es selbst den nächsten Angehörigen gegenüber bleiben, es hand ihn sein Wort. Und als nach Jahren des gütigen Fürsten Auge brach, da war Hermann, nunmehr Gatte und Vater, zu sehr mit seiner neuen Heimat verwachsen, als daß er, der einzigen Schwester wegen, die er reich und glücklich wußte, wie ein Gespenst der Vergangenheit erscheinen wollte. Doch nun wird er selber kommen, noch heute berichte ich ihm Alles; er wird kommen, um an die Brust des Freundes, der Schwester zu sinken — und den Fluch rächen, der durch jenes Mannes Schuld auf Barfelds Haupt fiel.“

Die leise Stimme des Barons unterbrach ihn.

„Ich fühle mich sehr schwach, rasch — rasch, ehe es zu Ende geht — die Diener —“

Das Antlitz des Leidenden hatte eine eigentümliche, wachsgelbe Farbe angenommen; sein Ton klang rauh und gepreßt. Inzwischen trugen die Diener den Schreibtisch Waldemars in das Gemach ihres Herrn und setzten ihn in der Mitte des Zimmers nieder.

„Waldemar“, fuhr der Baron fort, „ich fühle es, meine Augenblicke sind gezählt; ich will Dir verzeihen — mehr noch, ich will Dir eine Summe schenken, die Dich gegen Entbehrungen schützt; aber mache ein Ende, zwinge mich nicht mit Gewalt —“

Wie eine Löwin vor der bedrohten Höhle ihre Jungen birgt, stellte sich Herbach vor den Schreibtisch. Tausend Gedanken krenzten sich durch sein Hirn; — sollte er sich fügen? Seine Lippen bebten wie im Fieber; dann preßte er gewaltsam hervor:

„Baron von Waldenow, ich —“

„Zu Ende, zu Ende!“ drängte Felix. „Das Dokument will ich; Du selber hast stets behauptet, es befinde sich im Geheimschrank bei den anderen wichtigen Familienpapieren, und jetzt öffne, oder ich lasse den Schrank erbrechen!“ — Sein Haupt

sank zurück, seine Augen schlossen sich. War es schon der Tod, der mit eisigen Fingern sein Antlitz berührte?

„Mein Vater!“ rief Felix schmerzzerfüllt, „o, mein teurerer Vater, schone Dich! Er stirbt, um Gotteswillen, den Arzt herbei, den Priester!“

Aber schon erhob sich Waldenows Haupt aufs Neue; noch einmal kam ein Flüstern über seine farblosen Lippen. „Ich werde leben, bis alles entschieden; keinen Arzt!“

Herr von Herbach war zu einem Entschluß gekommen; die Drohung seines Vetter, den Geheimschrank mit Gewalt öffnen zu lassen, hatte den Ausschlag gegeben. Er verwünschte sich, daß er nicht schon lange das verhängnisvolle Dokument beseitigt; allein hätte nicht die Vernichtung des Papiers längst Verdacht erregen können? Und zudem, was konnte bisher das Vorhandensein des Scheines noch schaden, da er Kind und Gattin längst in ihrem Wellengrab vermoort glaubte? Jetzt war's unvermutet zu spät geworden. Nun mußte er sich mit dem begnügen, was ihm seines Vetter's Gnade bot.

„Ich nehme die Herren zu Zeugen“, sagte er mit lauter Stimme, „daß mein Vetter mir eine Summe zusichert, groß genug, meine Ansprüche als Edelmann zu befriedigen; dagegen erkenne ich seinen Sohn Felix als Majoratsherrn von Waldenow an und liefere den Trauschein des Barons von Waldenow und der Hella Martensen aus, der, ich erinnere mich jetzt, sich in meinem Besitz befindet.“

Ein seliges Lächeln verklärte die wächsernen Züge des Barons Felix; mit leisem Druck preßte die erkaltende Hand die seines Sohnes.

„Ich bitte Sie, zurückzutreten“, fuhr Waldemar völlig ruhig fort; „denn allerdings befindet sich das Dokument in jenem Geheimschrank, dessen mein Vetter erwähnt; allein ich möchte dessen Mechanismus nicht jedem Auge preisgeben!“

„Nein, nein“, flüsterte Waldenow; „Alle sollen Zeuge sein, Niels soll dicht zur Seite bleiben, daß der Schein nicht vernichtet wird!“

Waldemar preßte die Lippen zusammen, dann vorzog sich sein Antlitz zu einem listigen Lächeln. „Da ich nicht mehr Herr meines Eigentums bin“, sagte er mit so ruhiger Stimme, als befände er sich bei der alltäglichen Unterhaltung eines Gesellschaftsalons, „so füge ich mich dem Zwange. Ich aber rufe die Anwesenden auf, dereinst zu bestätigen, wie ein Edelmann von seinem Standesgenossen behandelt ward, und wie man die Aufopferung eines Menschenalters für einen Kranken belohnte. Ja meine Herrschaften, Felix von Waldenow hat seine Prüfung schlecht bestanden, als ich soeben versuchen wollte, ob sein Herz von meiner Treue, von der Ehrenhaftigkeit eines Edelmannes überzeugt wäre. Der Gedanke, daß ich je den Entschluß gefaßt hätte, einen dem Baron Felix näher stehenden Erben seiner Rechte zu berauben, ist mit sehr grobem Zwirn genäht; denn achtzehn Jahre erscheint wohl als eine ausreichende Zeit, ein Dokument wie den Trauschein verschwinden zu lassen, der einem unbequem dünken würde. Jener junge Mann, der sich der Sohn des Barons Felix nennt, dürfte nur in mir eine Stütze, vielmehr die rechte Handhabe zur Klarlegung seiner zweifelhaften Rechte gefunden haben. Undankbarkeit, Mißtrauen, Verdächtigung, die ich dem Fremden verzeihe, die jedoch von der Seite, wo ich Erkenntlichkeit verdient zu haben glaubte, mich, einem giftigen Pfeile gleich, trifft, — stößt mich zurück. Wohlan, ich weiche, tiefen, tiefen Schmerz in der Brust, und mögt Ihr nie bedauern, die Hilfe des aufrichtigsten Freundes unmöglich gemacht zu haben! — Erlauben Sie“, fügte er dann hinzu, als er einen Eindruck seiner Worte nicht bemerkte, „daß ich nunmehr den Schrank öffne und das gewünschte Dokument meinem Vetter übergebe.“

Er warf einen Blick auf Lydia, die abgefordert von den Männern, die den Schreibtisch umgaben, neben Mila an Waldenows Seite saß, anscheinend den wechselnden Gefühlen hingegen, die ihre Seele durchströmten.

Hoch atmete er auf, denn das Auge, von dem ihm die meiste Gefahr drohte, beobachtete ihn nicht, als er den Mechanismus spielen ließ und die nun sichtbare Thür des Geheimschränkchens mit einem Schlüssel öffnete.

Wenige Augenblicke später reichte er Niels ein vergilbtes Papier.

„Das ist der Trauschein; überzeugen Sie sich selbst“, sprach er in erhebelstem Geschäftstone.

Niels überflog das Dokument. „Ja, es ist unsers würdigen Halligpfarrers Hand“, sagte der Seemann laut. „Es ist der Trauschein des Barons —“

Da tönte ein metallener, eigentümlich klingender Ton aus dem Innern des Schrankes, silberhell schlug es an, nun wieder und

wieder, — neunmal. Waldemars Antlitz ward fahl wie das des sterbenden Felix im Sessel; seine Hand erhob sich und versuchte, den Schrank zu schließen, aber schlaff sank sie zurück.

Schon bei dem ersten Schlag war Lydia emporgefahren, „Allmächtiger Gott,“ schrie sie auf, „habe Erbarmen! Dieser Ton ist meinem Ohr nicht fremd; allabendlich vernahm ich ihn seit Jahren um die neunte Stunde von der Uhr meines Sohnes, — und diese Uhr ist hier — hier — ich muß sie sehen, und koste es mein Leben!“

„Das Weib ist wahnsinnig!“ rief Waldemar sich der Verzweifeltsten entgegenwerfend; aber mit übermenschlicher Kraft stieß Lydia ihn zurück und, an den Schrank stürzend, rief sie eine Uhr an goldener Kette, und ein Taschenbuch hervor, dessen Außenseite den Namen „Emil Bernheim“ in großen, vergoldeten Buchstaben trug.

„Gottes Gericht! Gottes Gericht! Du bist meines Sohnes Mörder, an Deinen Fingern klebt sein Blut!“ schrie die unglückliche Mutter dem Herrn von Herbach entgegen. Dann brach sie benüßlos zusammen. Entsetzen lähmte die Anwesenden.

„Ja, ich tat's,“ rief Waldemar; „aber nicht ihm sollte die Kugel gelten, nicht ihn wollte ich in den Forst locken, — sondern diesen da, der mir die Frucht der Mühen eines ganzen Lebens raubt, diesen, vor dessen Ankunft mich Lechamps gewarnt. Ich spielte ein gewagtes Spiel, ich habe es verloren und bezahle — so“:

Mit Blitzschnelle zog er ein kleines, mit schärfster, giftiger Flüssigkeit gefülltes Fläschchen, das er wohl für ein verhängnisvolles Ereignis bei sich geführt hatte, aus der Brusttasche hervor, setzte es eben so schnell an den Mund und leerte es in einem Zuge. Dann sank er leblos zu Boden. Noch immer stand das Lächeln des Hohns auf seinem Antlitz, als der Körper schon erstarrt war.

Während Niels und Leo um Lydia beschäftigt waren, knieten Felix und Mila vor dem Sessel des sterbenden Waldemars.

„Ich sterbe gern,“ sagte er kaum noch vernehmbar. „Mit Gott bin ich versöhnt und seit lange auf den Tod vorbereitet; droben sehe ich meine Hella winken. Dich, mein Sohn, hat das Schicksal geprüft und Du wirst treu bleiben Gott und seinen Geboten. Dich, Mila, die mir eine Tochter war und der ich viel Erkenntlichkeit schulde, Dich vertraue ich meinem Sohne an, er wird stets Dein Schutz sein. Folge Euch stets der Friede des guten Bewußtseins und ehret still den, der Euch hier segnet, bis über das Grab hinaus.“

Der Baron legte seine mageren, kalten Hände unter einiger Anstrengung auf die Häupter der vor ihm knieenden, jungen Leute, die vergeblich suchten, ein heftiges Schluchzen zu unterdrücken. Ein seltsames Lächeln verklärte das Antlitz des Sterbenden. Und dieses Lächeln verschwand nicht, als der Geistliche des Dorfes das Gemach betrat, um den letzten Trost der Religion zu spenden. Der Friede des Himmels lag auf des Barons Zügen, als längst schon die irdische Hülle erkaltet war.

* * *

Geliebt von den Untergebenen, geachtet im Lande nah und fern, klingt der Name des Erben, des jungen Felix Waldenow und Milas, seiner Gattin; liebliche Kinder spielen zu den Füßen des glücklichen Paares, dessen Häuslichkeit Niels Gardberg teilt, der seine Besorgung jenseits des Ozeans anderen Händen übergeben hat und sich glücklich preist, die Entel seiner Hella auf seinen Armen zu wiegen.

Das stattliche Haus in der Residenz, das einst Lydia Bernheim bewohnte, ist nun einer anderen Bestimmung geweiht, seit das Grab die Reste des gemordeten Sohnes umschloß. Wo sonst fröhliches Lachen und Festjubiläum erkante, liegen jetzt, wohlgebetet und gepflegt, arme Kranke, und statt der aufgeputzten Diener, die den vornehmen Gästen seltene Leckerbissen boten, durchschreiten ernste Diener der Wissenschaft Zimmer und Säle. „Bernheims Asyl“ fügte der Wille der Stifterin der prahlenden Inschrift des Gründers des palastähnlichen Gebäudes hinzu, wie noch heute am Eingangstor der Stiftung zu lesen ist.

Lydia selbst aber weilt in weiter Ferner auf der meerumwogten Hallig, die Leo Barfeld teuer geworden, als Gattin des Einsiedlers, der Erinnerung lebend, ein guter Engel aller Leidenden und Bedürftigen. Ob sie noch leben? — der Erzähler weiß es nicht zu sagen; führt aber der Zufall den Leser einmal an Schwedens westliche Küste, so mag er selber forschen und erkunden, was Wahrheit ist, was Dichtung in unserer Erzählung vom „Einsiedler auf der Hallig.“

Waldmärchen.

(Nachdruck verboten.)

Waldbesriede, der so zart und mild
Die müde Stirne streift mit sanftem Wehen,
Vor meine Seele zauberst du ein Bild,
Waldmärchen, das ich oft im Traum gesehen.

Ein sinkend Dämmergold, wie heute auch,
Voll Blumenduft und holden Bonneträumen,
Ein zaubervoller, leiser Märchenhauch
Küßt nur die Blätter in den hohen Bäumen.

Und hier saß sie, als ich zuerst sie sah
In ihres Reiches stillen Zaubergrunde.
Ich weiß es nicht, wie mir dabei geschah,
Doch war es meines Lebens schönste Stunde.

Vom innern Wunderland sie mit mir sprach,
Als an der Quelle ich bei ihr geseßen;
Ich sah, wie sie die weiße Blume brach,
„Waldmärchen“, mahnt sie, „solst du nie vergessen.“

Dann stand sie auf und reichte mir die Hand,
Da haben ihre Augen mich gefunden;
Mir war's, als ob ein weiches, gold'nes Band
Waldmärchen um die Seele mir gewunden.

Was ich im grünen Heiligtume fand,
Ich kann es nicht mit armen Worten sagen,
Nach jenem heil'gen innern Zauberland
Mußt du dein Herz und deine Seele fragen.

Karlsruhe.

Luisa Bruhn.

Beispiel.

Von Fulvia. — Deutsch von Dr. Hans Tiesel.

(Nachdruck verboten.)

Wir sind in Nerbi. Vor dem Edenhotel spaziert die kleine zusammengewürfelte Gesellschaft und atmet die herbe Meeresluft, welche sie mit Gold aufwiegen muß. Es ist „il forestiero“, wie sie der praktische Ligure in seiner weichen Sprache nennt. Eine malerische Menge; die rot-blonden Haare und weißen Gesichter der nordischen Rasse neben blühenden Augen, in denen das Feuer des Südens glüht; süße, weiche Laute und harte, rauhe Töne; teutonische Steifheit und verweichlichte, lateinische Schmiegsamkeit; klare und dunkle Existenzen, sicherer oder zweifelhafter Ruf; Ruhmeskronen von Glück oder Erfolg, welche viel, oft auch die Ehre gekostet haben. Doch das alles ist nicht wichtig. Es gibt nur eine Wage, um den praktischen Nutzen des „forestiero“ abzuwägen, wonach er dann in zwei verschiedene Klassen geteilt wird: die eine, die sehr viel Geld hat, und die andere, die dessen weniger besitzt.

Der sizilianische Prinz und seine Gattin standen jedenfalls an der Spitze der ersten Klasse. Seit sie angekommen waren und sich in den schönsten Zimmern des Hotels einquartiert hatten, beschäftigte das interessante Paar die allgemeine Aufmerksamkeit, um so mehr, als ein geheimnisvoller Hauch sie umwehte.

Der Prinz, schon im reifsten Mannesalter, aber noch kraftvoll, ganz Nerven und Bewegung, dunkel und lebhaft, als ob die Sonne seines Landes ihm das Blut erhitzte, als ob das Feuer seiner vulkanischen Erde sich in ihm zu einem kleinen menschlichen Aetna vereinigte. Sie, der Gegensatz: weiß und zart, wie eine der Figuren der nordischen Sage, mit der Lässigkeit einer Kreolin und dem verschleierte Blick der Träumerin, welche vor der Wirklichkeit zurückschreckt. Sie waren wohl ihretwegen an die Riviera gekommen; die schmeichelnden Lüfte mochten besser wie die Glühitze der Cenca d'oro zu der zarten Blumen des Nordens passen. Sie hatten mit einander freundschaftlichen Verkehr, fast stets waren sie zusammen, ohne daß der Anblick dieses schönen verschiedenartigen Paares in irgend jemand die Vorstellung eines tiefen, wahren Glückes hervorgerufen hätte.

Manchmal schien es in seinen Augen wie verhaltenes Feuer aufzublitzen, und er betrachtete seine junge Gefährtin, als wollte er sie an sich reißen und mit Gewalt das Eis brechen. Aber einen Augenblick später war er wieder der höflich-kühle Gatte, welcher Liebe und Leidenschaft hinter einem leichten Spott verbarg. Und sie ließ mit müder Gleichgültigkeit alles über sich ergehen. Unglücklich? Nein, aber müde, von einer unbefiegbaren Müdigkeit, welche langsam alle Kräfte ihres jungen Körpers und Geistes vernichtete.

Die Prinzessin saß an ihrem Schreibtisch und las den halbvollendeten Brief an ihre Schwester. „Erinnerst Du Dich noch, daß Miß Kate, unsere letzte Gouvernante, mich manchmal die „Schreibmaschine“ nannte? Nun, darin wenigstens bin ich mir gleich geblieben, und deshalb schreibe ich Dir jeden Tag; auf diese Weise verbringe ich den Morgen, und den Rest des Tages benutze ich dann dazu, an Euch zu denken. O, liebes, fernes Elternhaus! Ihr Lieben alle, die ich nicht mehr sehe! Dich, liebste Henriette, und die Brüder und ihn, der uns immer ein strenger Vater und nie Papa war. Und unsere wilde Erde, mit den rauhen Felsen und den schwarzen, düsteren Tannen und dem weißen, leuchtenden Schnee... Hier ist es ewig milde, ewig Sonnenschein und blauer Himmel. Spino ist glücklich, er spaziert am hellen Mittag in der glühenden Sonne; was ist diese Sonne für ihn! — Du wirst fühlen, wie sie in Sizilien brennt,“ — sagte er mir lächelnd. Und ich schaudere.

So ist es in allen Dingen. Es ist traurig, aber wahr, und ich lüge nie. Bei jeder Frage kreuzt sich mein „nein“ mit seinem „ja“. Was gibt mir diese böse, geheimnisvolle Kraft, mich allen seinen Vorschlägen zu widersetzen? Was macht mir seine Frage, einen Blick, den Ton seiner Stimme verhaßt, und läßt mich seine Vorwürfe, wie seine Zärtlichkeiten verachten? Ich habe Unrecht; ich fühle es, daß ich böse bin, aber das Uebel sitzt so fest, daß ich es nicht entfernen kann. Er ist großmütig; er überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten, Geschenken und Glanz. Ich werde hier, wie überall, beneidet; ich lese es in den verlangenden Blicken der Frauen, dem Lächeln der Männer. Er hat Wort gehalten; seit jenem Tag, da der Vater, mit einem Blick, der ein Befehl war, sagte: „Du wirst ihn heiraten,“ und ich, anscheinend ergeben, in Wirklichkeit aber Seele und Körper in Aufruhr, den Kopf neigte, hat er mich mit aller nur möglichen Zuorkommenheit behandelt.

O, Henriette! Ich möchte das müde Haupt in Deinen Schoß senken und meine Tränen erzählen lassen, was die Feder nicht niederschreiben kann oder will. Wir haben keine gemeinsame Idee, nichts was unsere Seelen verbinden könnte. Ideale, Gewohnheiten, Ansichten, alles ist verschieden. Ich versuche manchmal, ihn, meinen Gatten, mit unparteiischen Augen zu betrachten; er ist ein Ehrenmann in dem Sinne, welchen das Urteil der Männer diesem Worte gibt; ein schöner Mann, wenn auch die Vergangenheit unauslöschliche Spuren in seinem Antlitz hinterließ; er ist geistvoll und ein Edelmann ohne Tadel. Er liebt mich, sonst hätte er mich ja nicht aus unserm alten Nest geholt, da er doch so viel Schöneres und Besseres haben konnte. Wir sind Mann und Frau und reisen seit Monaten durch Italien, immer zusammen, Arm in Arm, und doch so weit von einander getrennt, als ob der Himalaya uns schiebe. Warum wiederhole ich Dir immer wieder diese Dinge und störe Dich aus Deiner Unschuld auf? Es ist vielleicht selbstsüchtig, aber glaube mir, ich kann mit niemanden sprechen, als mit Dir, und dies Schweigen, diese Einsamkeit inmitten all der Menschen wird mir oft unerträglich. . . .

Heute morgen hatten wir eine Art Wortwechsel. Er will mich jetzt nach Sizilien bringen, auf sein am Meer gelegenes Schloß. Ich antwortete ihm, daß die Wärme mich töten würde. Seine Zornesader schwoll an, aber er sagte trocken: „Ich weiß, Du gehörst der Widerspruchspartei an.“ — Ich antwortete ruhig, daß ich geneigt sei, im Herbst nach Sizilien zu gehen, wenn die Sonne ihre größte Kraft verloren habe. — „Ich muß jetzt gehen,“ unterbrach mich Spino, „wir haben schon zu lange gezögert. Du wirst mir erlauben, zu bemerken, daß die Zugeständnisse nicht immer nur von der einen Seite gemacht werden können, und ich kann nicht um einer Laune willen meine Interessen vernachlässigen.“

Mein böser Geist zwang mich zu einer Bewegung verächtlicher Gleichgültigkeit. „Wie Du befehlst!“ antwortete ich. „In Sizilien ist der Gatte der Gebieter.“ — Ich las in seinen Augen, daß er kaum mehr in stande war,

sich zu beherrschen, aber nachdem er eine Weile auf und ab gegangen war und nacheinander alle Gegenstände auf meinem Tischchen an einen andern Platz gelegt hatte, sagte er mit etwas bebender Stimme: „Das ist eine grundlose Beleidigung; umsomehr, als niemand besser als Du selbst deren Unrichtigkeit erkennen kann.“

Ich fühlte, daß ich verlor. — „Gut, ich werde es versuchen,“ sagte ich in jener ergebener Art, die ihn am meisten ärgert, „ich werde versuchen, ob ich aushalten kann.“ — Einen Augenblick forschten seine Augen mit dem Ausdruck namenloser Angst in meinem Gesicht; aber plötzlich sagte er, zornig errötend: „Wir werden übermorgen reisen!“ — Und ich sage Dir, Henriette, daß wir nicht reisen werden; daß ich kämpfen und siegen will; ich will mir das Opfer meiner selbst von ihm bezahlen lassen und nicht ein blindes Werkzeug in seiner Hand sein, sondern ein lebendiges Wesen mit einem eigenen, starken Willen. . . .

Sie schloß den unvollendeten Brief; ließ sich ankleiden und ging dann langsam die am Meeresufer sich hinziehende Terrasse entlang. Sie schritt immer weiter, bis sie den belebten Teil der Terrasse hinter sich hatte und sich allein sah bei einem kleinen, halbverfallenen Madonnen-

tempel; dort ließ sie sich auf der zerbröckelsten Mauer nieder und sah traumverloren auf das Meer, von dessen leicht bewegter, in langen roten und violetten Streifen aufleuchtender Fläche sich die weißen Segel der Barken hell abhoben.

Plötzlich ertönten Stimmen und Schritte hinter ihr. Eine malerische Gruppe näherte sich der Kapelle. Ein noch junges Weib, dunkel und wohlgestaltet, aber vor der Zeit verblüht, infolge des harten Lebens; drei Kinder, die sich sofort vor der Fremden hinter die Röcke der Mutter versteckten, während der Säugling, den sie auf dem Arm hatte, lächelnd die Arme nach der vornehmen, weißen Erscheinung ausstreckte.

Das Weib trat an den kleinen Altar, reinigte ihn von den verwelkten Blumen und entnahm ihrer Schürze frische Rosen und Palmenzweige, die sie mit ihren, von schwerer Arbeit ungeschickt gewordenen Fingern so gut als möglich vor dem verblühten Madonnenbild anzuordnen suchte. Die Kinder hatten sich auf die Erde geworfen, und das kleinste, welches



1. General von Trotha. 2. Sein Sohn (Oberleutnant). 3. Gouverneur Oberst Leutwein. 4. Der katholische Präses von Windhuk.
General v. Trotha in Windhuk.

die Mutter ebenfalls in den Sand gesetzt hatte, sah mit fröhlichem Kreischen lachend zu der Dame auf, die unbeweglich wie eine Statue auf der Mauer saß.

Blötzlich schnellte sie empor und stürzte auf das in Lumpen gehüllte Geschöpfchen los; ohne Scheu mit den zarten Händen das schmutzige Bündel erfassend. „Einen Stein, es hat einen Stein im Mund!“ schrie sie schreckensvoll auf die Mutter ein. — Diese lächelte; mit der heiteren Ruhe des Armen, der sich selten über natürliche Dinge entsetzt, erklärte sie in ihrem fast unverständlichen, so unendlich weichen Dialekt, daß das Kleine oftmals Steine in den Mund stecke, aber nie welche verschlucke; das habe keine Gefahr, und wegen solcher Kleinigkeiten brauche man sich nicht zu beunruhigen.

„Armes, liebes Kind!“ stammelte die Dame, und die halb unbewußte Zärtlichkeit, welche junge Frauen, die nicht Mütter sind, für die Kinder hegen, leuchtete aus ihren Augen. Um das Zetern des Kleinen, dem seine Mutter ohne viele Umstände den Mund entleert hatte, zu beruhigen, stopfte sie ihm die Händchen voll Bonbons und warf auch den andern kleinen

Weib zeigte mit einer Handbewegung, welche alle Kämpfe, alle Hoffnungen, alle Angst dieses Lebens bezeichnen sollte, auf das Meer. „Und wo wohnt Ihr?“ — Am Ufer konnte man die elende Hütte sehen, halb versteckt in den Felsenriffen.



Das norwegische Geschwader im Hamburger Hafen.

„Und das Meer gibt Euch genügend?“ — „Man lebt,“ antwortete das Weib mit einem Lächeln. Dann wurde sie zutraulich und erzählte von sich und den Kindern, von jenem harten Leben, von Stürmen und Mühseligkeiten. Die Prinzessin verstand nicht immer alles, aber was ihrem Ohr entging, das las ihr Auge in dem ausdrucksvollen Antlitz der Fischerin.

„Wie? Ihr helft auch Eurem Mann? Bleibt Euch dazu Zeit? Wie macht Ihr das?“ — Die Fischerin lachte. „Das wäre noch besser, wenn ich das nicht täte. Die Zeit findet man. Ich helfe ihm die Netze ans Ufer bringen und muß sie auch in Ordnung halten, sonst“ — Sie hielt inne; aber die Dame wollte alles wissen.

„Was sonst?“ — Die Frau antwortete mit einer bezeichnenden Geberde. „O!“ rief die Prinzessin errötend aus. „Also ist Euer Mann brutal? Böse?“ — Die andere zuckte die Achseln. „Das nicht gerade. Er ist besser wie viele andere. Was wollen Sie? Das Meer macht sie alle so; es ist die Luft.“

Vom Meer her ertönte ein Ruf. Die Frau und die Kinder rannten an die Mauer, um hinabzuspähen. Eine kleine Barke wand sich durch die Klippen, um in einer kleinen Bucht anzulegen. Das Weib hatte rasch die Schürze an einen sicheren Ort auf den Boden gebreitet und das Kleinste darauf gesetzt, dann flog sie, gefolgt von den drei anderen Kindern, dem Ufer zu. Der Fischer im blauen Hemd, mit der üblichen roten Mütze auf dem dunklen Gelock, stand kraftvoll aufrecht in der Barke. Die Frau, bis zu den Knien ins Wasser wadend, erfaßte das Schiff und zog es ans Land.

Die Prinzessin sah ihr von oben aufmerksam zu. Fast ohne zu sprechen, mit einer Kopfbewegung, bedeutete der Fischer seiner Frau, ihm die Netze ans Land bringen zu helfen. Der Fang war reichlich ausgefallen, und die Frau hob einen Korb nach dem andern aus der Barke, um ihn auf ihrem Kopf in das Haus zu tragen. Es war ein mühsames Geschäft; die Sonne brannte

hernieder, und die nackten Füße rissen sich oft an den Steinen, um einen Halt zu suchen. Wenn es nicht schnell genug ging, spornte ein strenges Wort des Mannes sie an, und von oben schrie das Kleine, des Wartens müde, nach seiner Mutter.



Zur Taufe des russischen Thronfolgers:

Kapelle des Schlosses Alexandria in Peterhof, in der am 24. August 1904 der Großfürst-Thronfolger Alexis getauft wurde.

Wilden, die sie aus der Ferne neugierig anstarrten, einige Hände voll zu.

„Was tut Euer Mann? Wo ist er?“ fragte sie dann, in dem Bedürfnis, sich von ihren Gedanken abzulenken. — Das

Sie schickte, ohne in ihrer Beschäftigung inne zu halten, einen Ruf zu ihm empor. Als endlich das Schiff geleert und die Netze zum Trocknen aufgehängt waren, konnte das arme Lasttier wieder Mutter werden und, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, zu ihrem Kinde zurückkehren.

Die Prinzessin stand plötzlich wieder vor ihr, noch blässer als vorher, und mit Tränen in den Augen; unwillkürlich strich ihre weiche Hand über jene erhitzte Stirne, welche halb von den ungekämmten, schwarzen Haaren bedeckt war. „Danke!“ flüsterte sie leise.

Und als die Frau verblüfft, als könne sie an solche Großmut nicht glauben, auf das Goldstück starrte, welches sie dem Kleinen in den Schoß hatte fallen lassen, wiederholte sie noch einmal „Danke!“ mit solch tiefer Innigkeit, als fühle sie, die einfache Tochter des Meeres, nicht bezahlen zu können für das, was diese ihr gegeben.

Langsam ging die Prinzessin wieder den Weg zurück, den sie gekommen war; aber alles schien ihr jetzt verändert. Sie hatte das Gefühl, als ob sie krank, sehr krank gewesen und nun plötzlich wieder genesen wäre. Sie hatte sich wieder gefunden, so, wie sie ehemals gewesen war: gut, geduldig, opferwillig. Die „Anderer“, die Aufrihrische, war verschwunden. Die reine Meeresluft trug ihr die hohen, guten Gedanken zu: die Dankbarkeit gegen Gott, der ihr so viel gegeben, ein Verlangen zu lieben und Opfer zu bringen. Denn was ist das Leben, besonders das der Frau, ohne Opferwilligkeit? Sind wir nicht zur Welt gekommen, um uns selbst zu vergessen nach dem großen Gesetz der Liebe? Und was war sie, Atom der Unendlichkeit, daß sie es wagte, sich diesem Gesetz zu entziehen und über Ungerechtigkeit zu klagen? Jugend, Gesundheit, Wohlleben, ein prächtiges Heim, alle Freuden des Daseins waren ihr beschieden; ein Mann, der sie liebte, und der nicht schlimmer war, wie die andern alle, wie der Mann der Fischerin, ein Mann, dessen gerechten Wünschen sie immer entgegen handelte, und mit dem sie doch das ganze Leben Hand in Hand gehen sollte.

Der Wind hatte sich erhoben, wühlte das Meer in hohen, weiß schäumenden Wellen auf und schüttelte die grünen Fächer der Palmen durcheinander. Die Spaziergänger strebten eilig den Häusern, den Hotels zu. Mit leichtem Schritt, wie sie ihn seit langem nicht mehr gehabt hatte, betrat die Prinzessin das Edenhotel und stieg zu ihren Gemächern empor.

Ihr Gatte erwartete sie, durch ihre lange Abwesenheit ungeduldig und nervös gemacht. „Ist das ionische Meer auch oft so bewegt?“ fragte sie sogleich, sich zum Lächeln zwingend. Er betrachtete sie unsicher, argwöhnisch, und eine bittere Antwort schwebte schon auf seinen Lippen, aber sie ließ ihn nicht sprechen, die Hand auf seine Schulter legend, fuhr sie fort: „Sag' es mir, denn ich fürchte mich vor den Gewittern und . . .“

Sie konnte nicht weitersprechen, die Aufregung erstickte ihre Stimme. Er ahnte vielleicht den Kampf, der sich in ihrem Innern abspielte, und kam ihr zu Hilfe: „Und was weiter?“ — „Gehen wir nicht übermorgen nach Sizilien?“ fragte sie langsam, ihm in die Augen sehend. Er las in ihren leuchtenden, tiefen Augen, was sie nicht aussprach, und ohne zu antworten, zog er sie an seine Brust.

Und als am Abend die Meereswogen das am Ufer vom Winde zusammengetriebene Laub hinwegspülte, da nahmen sie auch ein weißes, beschriebenes Blatt mit hinaus ins unendliche Meer, den Brief, welchen Henriette nie erhielt.

Bäcker und Konditor in Petersburg.

(Nachdruck verboten.)

Wie im Dienste der Petersburger Bäckereien und Konditoren stehenden Leute bilden eine internationale Gesellschaft. Man findet dort Schweden, Finnländer, Armenier, Polen, namentlich aber zahlreiche Deutsche. Infolge dieser eigentümlichen Zusammensetzung der Arbeiterschaft, in welcher nie eine allgemeine Verständigung zu erzielen ist, bleiben die Lohnkämpfe auf ein geringes Maß beschränkt; ein Ausstand kommt hier überhaupt nicht zustande. Die Arbeiter sind hier nicht unter einen Hut zu bringen. Merkwürdigerweise hängt aber auch die Ware, welche in den Petersburger Bäckereien erzeugt wird, bis zu einem gewissen Grade von der Nationalität der Angestellten ab. Namentlich unterscheiden sich die Produkte derjenigen Bäckereien, in welchen nur oder größtenteils russische Bäcker tätig sind, von anderen, wo die Fremden die Uebermacht haben. Das Produkt der russi-

schen Bäcker ist sehr derb und gewöhnlich. Man bäckt da viel Schwarzbrot, Wasserbreteln und sogenannte Kalasches. Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind trotz der traurigen sozialen Zustände doch ziemlich gemüthlich und noch ganz patriarchalisch.

Interessant ist, daß sich von den 400 Bäckereien in Petersburg 120 in den Händen deutscher Meister befinden. Aber diese deutschen Bäckereien sind im allgemeinen nicht groß; viele verarbeiten nur ein bis drei Sack Mehl täglich, während die russischen Bäckereien, welche den Großbetrieb beherrschen, es bis auf dreißig Sack bringen. Aber diese großen Bäckereien stellen gerade viel deutsche Ware her, z. B. Breteln. Ein anderes Hauptprodukt bilden verschiedene russische Nationalbrotchen, die von Hausierern auf der Straße feilgeboten werden.

Da es eine rechte Gewerbe- oder Arbeitsordnung in Rußland nicht gibt, so werden die Bäcker übermäßig angestrengt, und dabei sind die Löhne äußerst kärglich. Selbst ein Werkführer bringt es höchstens auf 20 Rubel im Monat. Auch die Kost ist sehr dürftig. Gerühmt wird die große Sauberkeit der russischen Bäckereien, doch gilt dies wohl namentlich von Petersburg und von den offenen Geschäften. Wo das Auge des Gesehes nicht wacht, dürfte es in gesundheitlicher Hinsicht im allgemeinen noch recht schlimm bestellt sein.

Das Denkmal des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, des nachmaligen „Großen Kurfürsten“ in Berlin.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In Anwesenheit des deutschen Kaisers und der Kaiserin fand am 29. Mai 1904 die Enthüllung des Denkmals des jugendlichen „Großen Kurfürsten“ im Berliner Tiergarten statt. Dem Künstler, Professor Janensch-Berlin, hat als Vorbild zu seinem Werke ein altes Porträt gedient, auf das ihn Kaiser Wilhelm II. aufmerksam machte und das den Prinzen mit seiner Dogge darstellt. Dieses Motiv wählte Professor Janensch auch für die Statue des jungen Kurprinzen. Das Werk wurde in Bronze zuerst im inneren Schloßhof zu Küstrin aufgestellt, zur Erinnerung daran, daß der junge Kurprinz als Knabe während der stürmischen Zeit des Dreißigjährigen Krieges dort gelebt hat. Dem Kaiser gefiel die Gruppe so, daß er eine weitere Ausführung in griechischem Marmor für den Tiergarten befahl. Die Figur des jugendlichen Prinzen hat hier eine Höhe von 2,16 Metern. Zu hohen Reiterstiefeln trägt der Kurprinz ein eigenartiges Wams mit Bauschärmeln und dem umgelegten holländischen Kragenmantel. Seine rechte Hand hält den mit wallender Feder gezierten Schlapphut; die linke umfaßt am Halsband die trefflich modellierte Dogge. Das Werk erhebt sich auf einem einfachen viereckigen, nach unten sich verbreiternden Postament von 1,60 Meter Höhe. Das auf eine Stufe gesetzte Postament aus sardinischem Granit trägt die Inschrift: „Kurprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Große Kurfürst.“

Kurprinz Friedrich Wilhelm, geboren am 16. Februar 1620 zu Potsdam, wurde 1634 bis 1638 in den Niederlanden vollends erzogen und politisch geschult. Er folgte am 1. Dezember 1640 seinem Vater Georg Wilhelm als Kurfürst. Bei dem verwahrlosten Zustande des Landes schloß er 1641 mit Schweden Waffenstillstand und drängte zum Frieden, der ihm (1648) einen Teil von Hinterpommern, die Grafschaft Hohenstein, die Bistümer Halberstadt, Minden und Kammin, und gegen die Ansprüche des mächtigen Sachsen die Anwartschaft auf Magdeburg brachte, die er bald darauf durchzusetzen mußte. 1647 beendigte der Kurfürst durch einen Vertrag mit Pfalz-Neuburg den süllichischen Erbschaftsstreit und benützte die Unmacht des zerrütteten Polen. Er half dem Schwedenkönig Karl Gustav die dreitägige Schlacht von Warschau zu gewinnen, zog sich aber sogleich zurück, als Polen im Vertrag zu Wehlau (19. September 1657) der Oberlehensherrlichkeit über Preußen entsagte.

Sein unverhältnismäßig starkes Heer focht dann in Ungarn gegen die Türken, in Holland, der Pfalz und dem Elsaß gegen die Franzosen. Er war ein gefährlicher Gegner des französischen Königs Ludwig XIV., welcher 1675 die Schweden zum Einfall in die Mark Brandenburg veranlaßte. Kurfürst Friedrich Wilhelm schlug am 28. Juni 1675 die Schweden bei Fehrbellin, später bei Wolgast, nahm Stettin, Stralsund, Greifswalde und drang bis Riga vor, konnte jedoch im

Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) wegen der Gegenwirkung Frankreichs seine Eroberungen nicht behaupten.

Einige Zeit war der Kurfürst mit dem Kaiser Leopold I. sehr gespannt, wandte sich Frankreich zu und schloß mit Ludwig XIV. am 25. Oktober 1679 einen Bündnisvertrag, der diese Veränderung der politischen Lage alsbald zu den Reunionen und der Wegnahme Straßburgs ausnutzte. Erst mit der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) wandte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm wieder von Ludwig XIV. ab. Von den durch dieses betroffenen Hugonotten nahm Friedrich Wilhelm gegen 15 000 in sein Land auf und hob durch sie die Industrie, besonders in Berlin.

Kurfürst Friedrich Wilhelm ist der Begründer des militärischen Geistes in Preußen, sowie er auch jenen Geist der Ordnung in die preußische Staatsverwaltung brachte, der, wenn auch teilweise unterbrochen, sich immer wieder geltend machte. Mit ihm begannen die großen preußischen Traditionen. Er schuf selbst eine Seemacht, mit welcher er die Spanier in den amerikanischen Gewässern bekämpfte, und legte Kolonien in Ostindien und Afrika an, Unternehmungen, die jedoch keine weiteren Folgen hatten. Friedrich Wilhelm tat in Friedensjahren sehr viel für Urbarmachung der Ländereien, für Verkehr, Handel und Gewerbe. Auch das Schulwesen hob sich unter ihm. Große

Sorgfalt verwandte er auf die Heranbildung eines tüchtigen Beamten- und Offiziersstandes. Die Vorrechte der einzelnen Stände suchte er dem Staatswohl und der Fürstengewalt unterzuordnen. Seine Politik kennzeichnet weitgehende Toleranz. Vermählt war Friedrich Wilhelm seit 1646 mit Luise Henriette von Dranien (gestorben 1667) und dann seit 1668 mit der Herzogin Dorothea von Holstein-Glücksburg, welche viel Zwist in die Familie und Verbitterung in seine letzten Lebensjahre brachte. Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst“, starb am 9. Mai 1688 zu Potsdam.

Sein Sohn und Nachfolger war Kurfürst Friedrich III. Der drohende spanische Erbfolgekrieg verschaffte diesem im Kronvertrag vom 16. November 1700 die Anerkennung der preußischen Königswürde durch Kaiser Leopold I. gegen die Zusage, die habsburgische Politik zu unterstützen. Am 18. Januar 1701 setzte er sich zu Königsberg die Königskrone auf und nannte sich dann König Friedrich I. von Preußen.

General v. Trotha in Windhuk.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Der Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte in Südwestafrika, General von Trotha, ergriff die Offensive gegen die Herero und warf am 16. August 1904 den Feind aus der verschauzten Station Waterberg, wobei derselbe schwere Verluste erlitt. Die Herero zogen in südöstlicher Richtung ab, ihr Kampfesmut scheint aber trotz der schweren Niederlage, die sie erlitten, noch nicht gebrochen, wohl aber ihre Gefechtskraft. Unser Bild auf der vierten Seite ist bei einem gelegentlichen Besuche des Generals v. Trotha in Windhuk, dem Hauptort des Schutzgebietes, in Begleitung seines Sohnes, des Oberleutnants von Trotha, des Gouverneurs Obersten Leutwein und des katholischen Präfecten von Windhuk aufgenommen.

Das norwegische Geschwader im Hamburger Hafen.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Zum ersten Male ist am 15. August 1904 ein norwegisches Panzergeschwader im Hamburger Hafen vor Anker gegangen. Das unter dem Kommando des Vizeadmirals Sparre stehende Geschwader, das im Jonas-Hafen vertäut wurde, bestand aus den Panzerschiffen „Eidsvold“ (Admiralschiff) und „Tordenskjöld“, die den deutschen Panzern der „Beowulf“-Klasse ähnlich sehen, den Panzerkanonenbooten „Fritthjof“ und „Sleipner“ und den Torpedobooten „Eäl“, „Skrei“, „Hai“, „Delfin“, „Haut“, „Djer“, „Glimt“ und „Enar“. Nachdem am Mittag des 17. August die Vertreter des Hamburger Senats dem Geschwader einen Besuch abgestattet hatten, besichtigten die norwegischen Offiziere den Kaiser-Wilhelm-Hafen und die Kai-Anlagen der Hamburg-Amerika-Linie. Daran schloß sich ein von dieser Gesellschaft veranstalteter Zumbiß auf dem Schnelldampfer „Wolke“. Am Abend fand zu Ehren des Geschwaders im

prächtigen geschmückten Kaisersaal des Rathauses ein vom Senat gegebenes Festmahl statt, wobei Bürgermeister Dr. Burchard die Gäste herzlich willkommen hieß. Er wies auf den stetig steigenden Reiseverkehr nach dem Nordland hin, der besonders durch das Interesse des Deutschen Kaisers für dieses gefördert werde, und wünschte, daß die zwischen den Herrschern beider Länder bestehende herzliche Freundschaft für die beiden Völker vorbildlich sein möge. Er schloß mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser und auf König Oskar von Schweden-Norwegen. Der Geschwaderkommandant dankte in seiner Entgegnung für den schönen Empfang des Geschwaders, betonte die innigen Beziehungen, die stets zwischen Hamburg und Norwegen bestanden, und endete mit einem Hoch auf die Stadt Hamburg. Am Vormittag des 20. August hat das norwegische Geschwader den Hamburger Hafen wieder verlassen, um sich nach Christianfund zu begeben und dort seine Übungen fortzusetzen.

Zur Taufe des russischen Thronfolgers

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Kaiser Nikolaus II. von Rußland, welcher sich am 14. November 1894 a. St. — etwa drei Wochen nach dem in Livadia erfolgten Tode seines Vaters Alexander III. — mit der Prinzessin Alix, der Schwester des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, vermählte, wurde endlich (am 12. August 1904) von seiner Gemahlin mit einem Sohne beschenkt. Seither wurden dem hohen Paare nur Töchter geschenkt und zwar vier in den Jahren 1895, 1897, 1899 und 1901. Der mit so großer Sehnsucht erwartete



Zwei künftige Könige: Prinz Luitpold von Bayern (rechts) und Prinz Leopold von Belgien.

Thronfolger ist nun eingetroffen, während die Augen der Russen mit Sorge nach dem fernen Ostasien gerichtet sind. Vom Hof und Senat bis in die Gütte des kleinsten Dorfes herrschte große Freude über das Glück, das dem Zarenpaare jetzt zu teil geworden. Der Thronfolger wurde in der Sommerresidenz Nikolaus II., in dem herrlichen Schloß Alexandria in Peterhof geboren und erhielt den Namen Alexi. In den weitläufigen, am Finnischen Meerbusen gelegenen Anlagen des Schloßparkes von Peterhof befindet sich eine ganze Reihe von prächtigen Bauten. Die Taufe des Thronfolgers erfolgte am 24. August 1904 unter größter Prachtentfaltung. In einer Galatische wurde der Täufling aus dem nahe gelegenen Schloße Alexandria, das die Zarenfamilie bewohnt, nach dem großen Palais übergeführt. Die Kutsche war mit acht milchweißen Pferden bespannt. Die Oberhofmeisterin Fürstin Galizin hielt den Täufling in ihren Armen. Ein Zug des Leibgarde-Kosaken-Regiments eskortierte den Wagen. Der Kaiser mit der Kaiserinwitwe beiraten die Schloßkapelle, gefolgt von der Königin von Griechenland, der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Prinzen Vattenberg und sämtlichen Mitgliedern des Kaiserhauses. Den Taufakt vollzog der Reichsvater des Zarenpaares Janischew. Sämtliche Kirchenglocken der glänzend geschmückten Hauptstadt Petersburg läuteten und Kanonenschüsse der Peter-Paul-Festung, sowie des Peterhofer Militärfestens verkündeten dem Volke die Taufe des Thronfolgers Alexander Nikolajewitsch. Der Zar legte eigenhändig seinem Sohne das Band des Andreasordens an. Der kleine Großfürst wurde alsbald nach dem Palais Alexandria zu seiner Mutter gebracht, während der Zar und die Zarin-Mutter die Glückwünsche entgegennahmen. Abends fand große Illumination von Peterhof und Petersburg statt. Alle Behörden feierten. Das vom Prinzen Heinrich überreichte Geschenk des deutschen Kaisers bestand in einem Pokal, der aus massivem Golde getrieben und in romanischem Stile gehalten ist. Das kostbare Geschenk wurde in einer Hofkarosse an seinen Bestimmungsort gebracht.

Zwei künftige Könige:

Prinz Luitpold von Bayern und Prinz Leopold von Belgien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Der älteste Urenkel des Prinzregenten Luitpold von Bayern, der seinen Namen trägt und einst der Träger der bayerischen Krone sein wird, ist ein direkter Vetter des kleinen Prinzen Leopold, der als Erstgeborener des belgischen Thronfolgers Prinzen Albert dazu berufen ist, dereinst in Belgien den Thron zu besteigen. Die Mütter dieser beiden zukünftigen Könige sind Schwestern: Töchter des Herzogs Karl Theodor in Bayern. Die ältere von ihnen, Herzogin Elisabeth, wurde am 2. Oktober 1900 zu München mit dem Prinzen Albert von Belgien vermählt, dem sie am 3. November 1901 den ersten Sohn, Prinz Leopold, schenkte. Ihre jüngere Schwester, die Herzogin Marie Gabrielle, reichte am 10. Juli 1900 dem Prinzen Ruprecht von Bayern ihre Hand, und am 8. Mai 1901 wurde der kleine Prinz Luitpold zu Bamberg geboren.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Einst strandete am Felsenriff
 Bei Nacht ein unbekanntes Schiff,
 „Das Warnungszeichen nahm der Sturm,“
 So hieß es; — doch vom alten Turm
 Noch raunt es fort um Mitternacht:
 Ein Dämon hat das Werk vollbracht,
 Ein Dämon, der im Menschen tritt,
 Als er das Rettungsseil — durchschnitt —

Jos. Sieberg.

[Berühmte Wasserfälle.] Der Niagara hat an der größten Stromschnelle eine Breite von über 700 Metern. Die Sturzhöhe der Niagarafälle, der großartigsten Wasserfälle der Welt (Fort-Schlosserfall und Horseshoefall), beträgt 50 Meter. Die Gesamtkraft soll über 10 Millionen Pferdestärken betragen, während die nutzbar zu machende Kraft sich auf etwa 7500 000 Pferdestärken belaufen soll. — Die Trollhättafälle in Schweden sollen der Berechnung nach 22 000 Pferdestärken abgeben können. — Wie die vorgenannten Wasserfälle wird auch der Rheinfall bei Schaffhausen zur Erzeugung von Elektrizität benutzt. Eine Gesellschaft in Neuhausen verwendet den elektrischen Strom zur Darstellung von Aluminium aus Tonerde. — Die gründliche Ausnützung der durch diese und andere Wasserfälle erzeugten Naturkraft bleibt freilich noch der Zukunft vorbehalten, die zweifellos Mittel und Wege finden wird, größeren Nutzen daraus zu ziehen.

[Vorankommt.] Ein Oberst der französischen Armee, der viel Sinn für Sauberkeit und Pünktlichkeit, aber gar kein musikalisches Gehör hatte, sprach eines Tages dem Musikdirigenten seiner Kapelle seine Zufriedenheit mit der Haltung der Leute aus. „Die Uniformen sind sauber“, sagte er, „und die Instrumente vorzüglich gepulvt. Aber eines vermiße ich, und das müssen Sie entschieden noch erreichen.“ — In vorchriftsmäßiger Haltung erwartete der Dirigent die Erklärung. — „Sie müssen Ihre Leute dazu anhalten, daß sie beim Blasen alle den gleichen Finger zu gleicher Zeit heben und in regelmäßigen Zwischenpausen auf die Klappen der Instrumente drücken; sehen Sie, so: eins, zwei, eins, zwei!“

[Sie kennt sich.] Er: „Zum letzten Male vor meiner Abreise sehen wir uns — ich gehe in dem festen Bewußtsein, daß Du mir treu bleiben wirst, immer und ewig!“ — Sie (schluchzend): „Ach, Arthur, bleib' mir nicht zu lange fort! Aber treu bleib' ich Dir — ewig — mindestens bis in den Herbst hinein!“

[Gewissenhafte Schätzung.] Wie hoch schätze ich Du mein Gewicht? — „Etwa zwei Zentner!“ — „Aber, Rudolf, wie kommst Du darauf, da ich nicht einen Zentner schwer bin?“ — „Papa hat mir aber immer gesagt: Du kannst Mama nie hoch genug schätzen.“

[Alte Bekannte.] Erster Jäger: „Du wer war der alte Bauer, der Dich soeben so freundlich grüßte?“ — Zweiter Jäger: „D, ein guter Bekannter, den hab' ich im vorigen Jahre dreimal angeschossen.“

[Junger Ehemann] (stolz): „Ich habe es mir zur Regel gemacht, meiner Frau Alles zu sagen, was mir begegnet.“ — Alter Praktikant: „Das will noch gar nichts heißen! Ich sage meiner Frau sogar Dinge, die niemals vorgekommen sind.“

[Wurst wider Wurst.] Amüller (über den Gartenzaun): „Sie könnten auch Ihre Grassmaschine mal öfen. Das Ding macht ja einen schrecklichen Skandal.“ — Bmüller: „Stimmen Sie erst Ihr Klavier!“

[Doppelsinnig.] Frau: „Ach, das Fricassée schmeckte vorzüglich; wäre nicht Dein Vetter gekommen, ich hätte mich daran tot gegessen.“ — Mann: „Na, künftig sollst Du dann nicht mehr gestört werden!“

[Er kann's.] „Papachen“, sagte der kleine Max strahlend, „ich kann doch was, was Du nicht kannst!“ — „Was denn, mein Junge?“ fragte der Papa. — „Wachsen!“ erwidert stolz der Kleine.

[Vom Kasernenhof.] Unteroffizier (einen Rekruten zurechtlegend): „Ich glaube gar, der Kerl parfümiert sich — oder riechen Sie immer so gut nach Bratwurst?“

[Der einzige Fehler.] Mutter: „Du willst also den Baron nicht heiraten?“ — Tochter: „Nein. Der Mensch ist unausstecklich.“ — Mutter: „Das ist aber auch sein einziger Fehler.“

[Kampferspiritus] ist ein gutes Berteilungsmittel bei Quetschungen und Verstauchungen. Man befeuchtet leinene Lappen mit dem Kampferspiritus und lege dieselben auf die leidenden Stellen.

[Wie wird die Verstopfung der Stubenvögel geheilt?] Am leichtesten durch Verabreichung von Grünfütter. Am besten eignet sich der in Mistbeeten und Treibhäusern gezogene Salat, welcher gern gefressen wird und abführend wirkt.

[Schmorfleisch mit Salbeitraut.] 6 Personen. Zubereitungszeit 3—4 Stunden. Das Rindfleisch muß gehörig geklopft werden und wird dann mit Speckstreifen, die man in gewaschene Salbeitreifen gewickelt hat, reichlich gespickt. Dann gibt man es in eine Kasserolle, in der man etwas Butter hat Farbe nehmen lassen, und brät es auf allen Seiten an, salzt es, füllt Wasser dazu oder Brühe, die man aus einer der beiden in einer Maggi-Bouillontafel enthaltenen Röhrchen mit heißem Wasser hergestellt hat, fügt etwas Pfeffer, eine Zwiebel und 2 zerschnittene Mohrrüben dazu. Das Fleisch muß nun langsam weichschmoren und während dieser Zeit einmat umgewendet werden. Wenn zuviel Flüssigkeit einsmort, muß etwas Brühe oder Wasser nachgefüllt werden. Nach drei bis drei einhalb Stunden ist das Fleisch weich und wird herausgenommen. Die Brühe rührt man durch ein Sieb, verfocht sie mit einer Tasse saurer Sahne, schmeckt sie ab und vollendet sie mit einem halben Theelöffel Maggi-Würze und einigen Tropfen Zitronensaft.

[Gestrizter Spinat.] Der Spinat wird möglichst ohne jegliche Flüssigkeit gekocht, abgeseiht und dann mit etwa fünf Eigelb und dem Eierschnee von drei Eiern gut verrührt. Eine runde Zylinderform wird mit Butter bestrichen, glatt mit einem dick mit Butter bestrichenen Papier ausgelegt und mit dem Spinat gefüllt, den man nun im Wasserbade einige Stunden kocht. Man stürzt den Spinat, nimmt das Papier ab und garniert ihn oben und ringsherum mit kleinen Lammrippen.

Humoristisches.



Frage: Was wird, wenn zwei Grenadiere bei Sonnenuntergang mit aufgefplantem Bajonett durch einen Birkenwald marschieren?
 Antwort: ;quagz

[Man erhält gewöhnliche Lederstühle lange geschmeidig, wenn man sie alle paar Wochen, nachdem sie gut abgebürstet sind, mit Fischtran, Speckschwarte oder Baumöl einreibt. Besonders zu empfehlen ist dies auch, wenn die Stiefel oder Schuhe durchnäßt sind. Man wäscht solches Schuhwerk rein ab, läßt es trocknen und schmiert es dann ein.

[Frisch gestrichene Fußböden] wischt man vor Wiederbenutzung des Zimmers mehrere Mal mit kaltem, reinem Wasser ab, sie halten dann viel länger.

[Eiserne Dese] werden mit Graphitpulver, in Essig verflücht, bestrichen und mit harter Bürste glänzend gewischt.

Treppenrätsel.

N	N	D	D	E
E	S	S	M	
N	N	N		
N	N			
S				

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die sich entsprechenden Sentrecht und Waqrechten je: 1. eine französische Stadt, 2. einen fremden Herrscher, 3. ein Hörwort, 4. ein Maß, 5. einen Laut.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Kreuzcharade.

1	2
3	4

Die 1 und 2 erklingen fein,
 3, 4 ist das Vermögen dein.
 1, 4 hab' zu dem Nächsten gern,
 3, 2 sei nimmer vor dem Herrn.
 2, 4 nennt einen Bibelort,
 St. Paulus weilte einstens dort.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer:

Auflösung des Anagramms:

Elba, Ebal.

Auflösung des Homogramms:

B	E	M	R	
B	E	M	R	
E	S	E	L	
M	E	S	L	
R	E	L	E	R
R				R

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (G. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.